

Siegen und Versagen des Christentums

Eine bange Frage brennt seit langem auf der Seele vieler Christen, wenn sie ihnen auch selten in ihrem ganzen Zusammenhang zum vollen Bewußtsein kommt. Es ist die Frage nach dem moralischen Einfluß des Christentums in der Gegenwart.

Die Not der Seelen hat diese Frage aufgeworfen; denn wir alle stehen unter der Nachwirkung furchtbarer Ereignisse. Nicht nur unser Kulturstolz, sondern auch unser christliches Selbstbewußtsein hat einen empfindlichen Stoß erlitten. Eine tiefe Traurigkeit, die nur zu oft in einen ratlosen Pessimismus übergeht, hat sich der Geister bemächtigt, und eine geheime Scham lastet auf ihnen über all das, was wir erleben mußten: die Verlogenheit der großen und kleinen Politik, die Grausamkeiten des Krieges, die Verblendung und Verrohung der Menschen in dem wahnsinnigen Taumel von Haß, Furcht, Habgier und Genußsucht, die Bedrückung und Beraubung der Schwachen und Armen, kurz die sittliche Verwilderung auf fast allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens. Demgegenüber erscheint das Christentum nur wie eine heuchlerische Fassade, hinter der sich die brutale Wirklichkeit vor den Augen der Dummen und Unaufgeklärten verbirgt.

Der schroffe Gegensatz zwischen Ideal und Leben erklärt die wilde Empörung und die ungestüme Klage: „Fromme Sprüche und Heiligenbilder auf Schritt und Tritt! Aber wo ist das praktische, das gelebte Christentum? Von jenem allumfassenden Hauch der Liebe, der doch das Wesen des Christentums ausmachen soll, nirgends auch nur eine Spur!“ So also steht eine Menschheit aus, an der das Christentum seit zweitausend Jahren gearbeitet hat! Müßten wir nicht vor den Heiden erröten, denen wir die frohe Botschaft der Liebe predigen, die wir selbst mit Füßen treten? Müßten wir nicht von einem Versagen, einem Bankrott des Christentums sprechen? Diese Frage beunruhigt heute viele Christen; sie hat nicht wenige so erschüttert, daß sie an dem Christentum überhaupt oder doch an dem Christentum der Gegenwart irre geworden sind.

Man könnte versucht sein, auf diese Frage zu erwidern, daß auch alle andern Mächte, die moderne Kultur, die moderne Philosophie, der Sozialismus usw. das Unglück und den Niedergang unserer Tage nicht verhütet hätten, daß somit auch jede andere Weltanschauung von dem gleichen Vorwurf betroffen werde wie das Christentum. Eine solche abwehrende Entgegnung mag hinreichen, die lauten Anklagen von außen zur Ruhe zu weisen, nicht aber die Fragen von innen; denn wir Christen sind gewohnt und wohl auch verpflichtet, an unsere Religion höhere Anforderungen und Erwartungen zu stellen als an irgend eine beliebige Weltanschauung. Und es sind doch gerade christliche Völker, deren sittlichen Verfall wir beklagen.

Darum lautet die übliche Antwort: Nicht das Christentum, sondern die Christen haben versagt. Es seien überdies vielfach gar keine Christen, die im öffentlichen Leben die entscheidende Rolle spielten und die Verantwortung für die Übelstände trügen. Aber wieviel Richtiges sich auch unter dieser Antwort bergen mag, es erhebt sich doch sofort die weitere Frage: Liegt nicht ein Versagen des Christentums eben darin, daß es in den langen Jahrhunderten

seines Bestandes die Menschen nicht zu wahren Christen gemacht hat, so daß Ungeheuerlichkeiten, wie wir sie erlebt haben, einfach ausgeschlossen sein müßten?

Wenn wir die Frage so stellen und dann genauer ins Auge fassen, so gewahren wir bald, daß ihr eine falsche Voraussetzung zu Grunde liegt. Man erwartet nämlich vom Christentum etwas, was es niemals und in keiner Weise versprochen hat, ja dessen Gegenteil im Evangelium selbst offen und unzweideutig vorhergesagt ist.

Um dies zu erkennen, wird es gut sein, uns dem verwirrenden und bedrückenden Einfluß der unmittelbaren Gegenwart zu entziehen und unseren Blick von höherer Warte in die Geschichte der Kirche zurückzulenken. Alsdann werden wir auch in der Vergangenheit viele Züge beobachten, die eine Verwandtschaft mit unserer Zeit aufweisen und, wenn auch mit andern Farben und Linien, ein ähnliches Bild ergeben. In allen Zeitabschnitten der Kirchengeschichte sehen wir Licht und Schatten, Siegen und Versagen des Christentums zugleich. Man müßte freilich, um diese These in ihrer ganzen Breite auszuführen, ein Mosaik von Belegen aus allen Jahrhunderten und Jahrzehnten zusammenstellen. Das wäre eine ebenso uferlose wie unnütze Arbeit; denn wenn einmal die Aufmerksamkeit für unser Problem geweckt ist, dann werden sich Bestätigungen unserer Behauptung von allen Seiten einfinden. Es muß also genügen, an einigen besonders hervorragenden Wendepunkten der Kirchengeschichte die Sonde anzulegen und namentlich zu zeigen, daß Klagen über Mißstände bei den Christen zu allen Zeiten erhoben worden sind.

Wenn wir an das Urchristentum denken, dann fallen uns gleich alle die herrlichen Zeugnisse ein über den Glaubenseifer und die Nächstenliebe der ersten Christen. Die Apostelgeschichte berichtet uns von der Gemeinde in Jerusalem, daß die Gläubigen in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft des Brotbrechens und der Gebete verharrten, ein Herz und eine Seele waren, und daß es keinen unter ihnen gab, der Not gelitten hätte¹. Wir hören, wie der Glaube der römischen Christen in der ganzen Welt gepriesen wird², und wie die wohlhabenden Gemeinden den ärmeren durch Gebete und Sammlungen zu Hilfe eilen. Ergreifende Beispiele der Anhänglichkeit der Gläubigen an ihre Hirten werden uns mitgeteilt³. Viele der jungen Christen wandelten wirklich „gemäß dem göttlichen Gebot in der Wahrheit“, bewiesen ihre Glaubensstreue auch in Verfolgungen und Leiden und waren die Freude und Krone der Apostel⁴.

Auch das nachapostolische Zeitalter zeigt ähnliche Blüten und Früchte des Glaubens und der Liebe. Allbekannt ist der staunende Ausruf der Heiden über die Christen, den uns Tertullian⁵ überliefert hat: „Sehet, wie sie einander lieben!“ Und in dem Brief an Diognet — der Brief stammt aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert — wird das Leben der Christen also beschrieben: „Sie weilen auf Erden, wandeln aber im Himmel. Sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, und in ihrer Lebensweise überbieten sie die Geseze. Sie

¹ Apg. 2, 42; 4, 32-34.

² Röm. 1, 8.

³ Apg. 12, 5; 20, 37.

⁴ 2 Joh. 4; Eph. 1, 15-16; Kol. 1, 4; 1 Thess. 1, 6-8; 2 Thess. 1, 3-5; Phil. 4, 1.

⁵ Apologeticus, cap. 39; Migne, P. lat. 1, 471.

lieben alle und werden von allen verfolgt. . . . Sie sind arm und machen viele reich; sie leiden Mangel an allem und haben Überfluß an allem. Sie werden verachtet und bei aller Verachtung verherrlicht; sie werden verlästert und gleichwohl als gerecht befunden. . . . Sie tun Gutes und werden als Missetäter zum Tode verurteilt, und zum Tode verurteilt, freuen sie sich, wie wenn sie zum Leben geführt würden.“¹

Auf diese erhebenden Beweise christlichen Glaubens und Lebens haben die Apologeten der ersten Jahrhunderte immer wieder hingewiesen, um die Unschuld der Christen und das Unrecht ihrer Verfolger darzutun.

Aber wir würden uns sehr täuschen, wenn wir in solchen lichtvollen Schilderungen eine erschöpfende Darstellung des Urchristentums sehen wollten. Es genügt, die Briefe der Apostel aufzuschlagen, um uns eines andern zu belehren. Alle diese Briefe sind nicht auf einen jubelnden Ton gestimmt, sondern verraten die große Sorge und Besorgnis um die Reinerhaltung des Glaubens und die Wahrung christlicher Sitte. Aber alle kann man die Worte des Apostels Paulus² setzen: „Schrieb ich euch doch aus großer Bedrängnis und Herzensnot unter vielen Tränen, nicht damit ihr betrübt werdet, sondern damit ihr die Liebe erkennt, die ich in überreichem Maße zu euch hege.“

Wie aber lauten die Klagen, die erhoben werden? Es sind, kurz gesagt, die gleichen, die wir in allen späteren Jahrhunderten wiederfinden.

Da ist zunächst die Abwendung vom wahren Glauben zu einem andern, falschen Evangelium. Es gibt viele (plurimi), die das Wort Gottes verfälschen³. Ja der Apostel hält Häresien für unvermeidlich und sieht die Zeit kommen, wo man die gesunde Lehre nicht ertragen und nach neuen, einschmeichelnden Lehren auf Kosten der Wahrheit haschen wird⁴. Wir hören von Verführern und eiteln Schwägern, die mit Fabeln und Genealogien die Geister der Christen zu verwirren suchen⁵. Johannes und Judas erwähnen in ihren Briefen auch die Abtrünnigen, die Antichristen und Söhne Ruins, die aus den Reihen der Christen hervorgegangen sind, unsern Herrn Jesus Christus verleugnen und nur sich selbst und ihre niedern Gelüste kennen⁶.

Nach der moralischen Seite ist die Rede von Spaltungen, Eklentenwesen und Zwietracht, so daß die Christen ihre Streitigkeiten vor die heidnischen Richter tragen⁷. Wir hören von der Eifersucht zwischen Judenchristen und Heidenchristen, von der Bevorzugung der Reichen und der Geringschätzung der Armen, ja von einer Unzuchtsünde, wie sie selbst unter Heiden nicht vorkomme⁸. Und damit im Gesamtbilde kleinste Züge nicht fehlen, werden auch die frommen Frauen erwähnt, die ihre Klatschereien von Haus zu Haus tragen⁹. Im Philipperbrief (2, 21) aber lesen wir die bittere Klage des Apostels über die Selbstsucht seiner damaligen Umgebung: „Alle suchen nur das Ihrige, nicht die Sache Jesu Christi“. Ebendort (3, 18) finden wir die Zeichnung der

¹ Epist. ad Diognetum V 9—16 (Funk, Patres Apostolici I 399); vgl. 2 Kor. 6, 8—10.

² 2 Kor. 2, 4. ³ Gal. 1, 6 7; 2 Kor. 2, 17; 2 Petr. 3, 16.

⁴ 1 Kor. 11, 19; Apg. 20, 30; 2 Tim. 4, 3 4. ⁵ 1 Tim. 1, 4 6; Tit. 1, 10.

⁶ 1 Joh. 2, 19; Jud. 1, 4.

⁷ 1 Kor. 1, 11—13 18; 6, 6; 2 Kor. 12, 20 21; Gal. 5, 15: „Wenn ihr einander beißt . . . , seht zu, daß ihr einander nicht verschlingt.“

⁸ Jak. 2, 2—4; 1 Kor. 5, 1; 2 Kor. 12, 21.

⁹ 1 Tim. 5, 13.

Namenschriften, die für alle Jahrhunderte paßt: „Viele wandeln — wie ich es euch oft von ihnen gesagt habe, jetzt aber unter Tränen sage — als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Ende ist Verderben, ihr Gott der Bauch; ihr Ruhm ist in ihrer Schande, ihr Sinnen ist nur auf das Irdische gerichtet.“

Wir sehen also, daß bereits in dem jungen Christentum Licht und Schatten gemischt sind, und man könnte daher ohne Übertreibung die Behauptung aufstellen, das Versagen des Christentums und die Reformbedürftigkeit der Kirche habe schon zur Zeit der Apostel begonnen.

Das gleiche Schauspiel bietet sich uns, wenn wir die Zeit der Christenverfolgungen ins Auge fassen. Die Kirche der Märtyrer steht in hohen Ehren, und bis auf unsere Tage wird in der Liturgie das Andenken jener zahlreichen Helden gefeiert, die auch unter den furchtbarsten Qualen ihre Liebe zu Christus bewahrt und bewährt haben. Ihr unschuldiges Blut, das in Strömen floß, war der Samen neuer Christen und der furchtbare Kampfspreis, mit dem der Sieg über das Heidentum errungen wurde. Aber die Christen waren auch damals nicht nur Helden und Heilige. Zeuge dessen ist u. a. die Schrift des Märtyrerbischofs Cyprian „De lapsis“, die er im Jahre 251 nach Erlöschen der decisiven Verfolgung schmerzbewegt an die Gemeinde von Karthago richtete. Er spricht dort von denen, die in der Verfolgung „versagt“ haben: „Gleich auf die ersten Worte des drohenden Feindes gaben sehr viele der Brüder (*maximus fratrum numerus*) ihren Glauben preis; sie wurden nicht durch die Gewalt der Verfolgung niedergeworfen, sondern warfen sich selbst in freiwilligem Falle nieder... Sie warteten nicht einmal ihre Gefangennahme ab, um wenigstens auf Befragen ihren Glauben zu verleugnen. Vor Beginn der Schlacht wurden viele besiegt, ohne Kampf gebrochen; nicht einmal den Schein wahrten sie, daß sie nur gezwungen den Götzen opferten. Freiwillig eilten sie zum Forum..., als ergriffen sie eine längst ersehnte Gelegenheit.... Und vielen war der eigene Untergang nicht genug. Durch gegenseitiges Zureden rissen sie auch das Volk ins Verderben.“¹ Als Ursache ihres „Versagens“ gibt Cyprian besonders den Welt Sinn und die gegenseitige Verführung an.

Auf die Kirche der Katakomben folgt das Christentum, dem Konstantin der Große den Frieden und die staatliche Anerkennung gibt, Theodosius seinen machtvollen Schutz leiht. Das Christentum nimmt an Zahl seiner Bekenner und an Einfluß auf alle Gebiete menschlichen Lebens zu, während das Heidentum zunächst in eine Verteidigungsstellung gedrängt und allmählich verdrängt wird. Das vierte und fünfte Jahrhundert ist zugleich die Blütezeit der Patristik. Welch herrliche Gestalten an Geist und Charakter treten uns da entgegen, Säkularmenschen, von deren geistigem Erbe wir noch heute zehren: ein Athanasius, Basilius, Cyrillus von Jerusalem, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus, Cyrillus von Alexandrien, Leo der Große und viele andere, die durch ihr Wissen und ihre Heiligkeit der unvergängliche Ruhm der Kirche sind.

Aber daneben wieviel Versagen! Nicht einzelne Bischöfe, ganze Konzilien von häretischen Bischöfen, die das Grunddogma des Christentums, die Gottheit Christi, leugneten und Millionen in ihren Irrglauben verstrickten. Wohl

¹ C. 7—9; Migne, P. lat. 4, 471—473.

hatte das Christentum die Oberhand über das Heidentum gewonnen, aber die neue Staatsreligion lockte auch viele an, die innerlich Heiden blieben, zu einer schweren Belastung für die Kirche wurden und in ihr das geistige und sittliche Niveau niederdrückten. „Heiden gab es nun nicht mehr außer der Kirche, sie waren mit ihrer alten Gesinnung, ihrer Genußsucht und Herrschsucht, ihrer Unsitlichkeit und niedrigen Gewinnsucht in der Kirche, zu der sie sich zählen ließen.“¹

Es lassen sich daher auch leicht aus den Schriften und Predigten der Kirchenväter zahllose Klagen über das unchristliche Leben der Christen zusammenstellen. So geißelt Chrysostomus es in schärfster Weise, daß man bei vielen Christen keinen Unterschied in der Lebensführung gegenüber den Nichtchristen merke, weder in ihrem Handel und Wandel noch in ihren Gesprächen und Vergnügungen². Auch tadelt er das oberflächliche Gewohnheitschristentum, das mit wenigen heruntergeleiterten Gebeten genug für das Seelenheil getan zu haben glaube³. In einer Predigt zu Konstantinopel um das Jahr 401 versteigt er sich sogar zu dem äußersten Pessimismus, es ließen sich unter so vielen Tausenden auch nicht hundert finden, die gerettet würden, und selbst daran zweifelte er noch⁴. Augustinus spricht von der „Vereinigung der Völker, die Christi Namen trage, aber seine Werke nicht vollbringe“⁵, und von den schlechten Christen, die durch ihr unwürdiges Verhalten den Heiden Anlaß und Vorwand bieten, der Kirche fernzubleiben⁶. Leo der Große aber klagt: „Ich schäme mich es auszusprechen, darf es aber nicht verschweigen: den Dämonen wird größerer Eifer erwiesen als den Aposteln; wahnsinnige Schauspiele ziehen mehr Volk an als die heiligen Stätten der Märtyrer.“⁷

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts entwirft Salvian in seinem Werk *De gubernatione Dei* ein geradezu abschreckendes Zeitgemälde von den sittlichen Zuständen unter den romanischen Katholiken, besonders von der Unsitlichkeit in Theater und Zirkus und von ihrer Lieblosigkeit gegen Notleidende. Fast die ganze römisch-christliche Gesellschaft sei nur ein Pfuhl von Lastern⁸. Die Heiden und Häretiker ständen in ihrem sittlichen Wandel hoch über den Römern; der einzige Vorzug der Römer, der katholische Glaube, könne ihre Schuld nur vergrößern. Der Zerfall des Römerreiches sei eine wohlverdiente Strafe Gottes. Freilich wird der Historiker gut tun, bei solchen Schilderungen den Ubereifer des strengen Sittenrichters in Ansatz zu bringen.

Das Mittelalter lebt in der Erinnerung als die katholische Zeit, ja viele Katholiken sind auch heute noch geneigt, in ihm so etwas wie ein Ideal zu sehen. In der Tat lassen sich in seiner tausendjährigen Geschichte viele Glanzpunkte aufweisen, die auch vor dem kritischsten Blick bestehen können: die Ausbreitung des Christentums unter den germanischen und slawischen Völkern durch große Heilige, die das Bekehrungswerk einleiteten und durchführten; die machtvolle kirchliche und politische Tätigkeit des Papsttums, das in Innozenz III. den Gipfel seines Einflusses erreichte; die grundsätzliche Anerkennung des christ-

¹ G. Schnürer, *Kirche und Kultur im Mittelalter I* (Paderborn 1924) 107.

² Homil. 4 in Mt. n. 78; Migne, P. gr. 57, 48.

³ Homil. 11 in Mt. n. 7; Migne, P. gr. 57, 200.

⁴ Homil. 24 in Act. Ap. n. 4; Migne, P. gr. 60, 189.

⁵ In Ps. 7 n. 7; Migne, P. lat. 36, 102.

⁶ In Ps. 25 II n. 14; In Ps. 30 II s. 2, n. 6 (Migne, P. lat. 36, 196 243).

⁷ Sermon. 84, 1; Migne, P. lat. 54, 433.

⁸ 3, 9; Migne, P. lat. 53, 66: *Praeter paucissimos quosdam, qui mala fugiunt, quid est aliud paene omnis coetus Christianorum quam sentina vitiorum?*

lichen Gesetzes für das private und öffentliche Leben; die Pionier- und Kulturarbeit der Benediktiner und ihre Reformbestrebungen, die seit 910 von Cluny ausgingen; die gewaltig erneuernde Tätigkeit der Franziskaner, Dominikaner und anderer Orden; die Blüte des Gemeinnsinns in den sozial gebundenen und verbundenen Zünften; die ungeheure Opferwilligkeit für die Interessen der Kirche und wohlthätige Stiftungen; die Kreuzzüge, die das ganze Abendland mit einer religiösen Aufgabe erfüllten und den Geist des christlichen Rittertums weckten; die wissenschaftliche, religiöse und künstlerische Schöpferkraft, von der noch heute die „Summen“ der Scholastiker, die tiefinnigen Schriften der Mystiker, die romanischen und gotischen Dome und Dantes Göttliche Komödie Zeugnis geben.

Verfolgt man aber die einzelnen Linien der Entwicklung aus der Nähe, so treten reichlich auch alle die Spuren des Versagens hervor, die immer und überall das Wirken des Menschen begleiten und entstellen. Tiefe Schatten im Bilde des Mittelalters sind: die ungezähmte und schwer zähmbare Roheit der dem Christentum neugewonnenen Völker, die ihre Wildheit auch dann noch austobten, als sie sich längst der Kirche angeschlossen hatten; die Vermischung des Weltlichen und Kirchlichen, die bewirkte, daß die Kirche in alle politischen Streitigkeiten hineingezogen wurde und die Bischöfe oft mehr weltliche Herrscher als Seelenhirten waren; die verhängnisvollen Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum; die Verweltlichung des Papsttums, das im 10. Jahrhundert seine tiefste Erniedrigung erlebte¹ und im 14. und 15. Jahrhundert zum Gegenstand der Klage und Anklage für die Christenheit wurde; der Verlust weiter christlicher Länder an den Islam; die dauernde Trennung der morgenländischen Kirche von Rom um die Mitte des 11. Jahrhunderts; die Ausschreitungen der Kreuzfahrer und besonders ihre Greuelthaten bei der Eroberung Konstantinopels (1204), die bis auf den heutigen Tag den Haß der Orientalen gegen die Lateiner wachhalten; die Entartung des Rittertums in leichtfertigen Minnedienst und Raubrittertum; die Unterdrückung des Templerordens; die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten des Gerichtsverfahrens, zumal in den Hexen- und Inquisitionsprozessen; der Aberglaube, die Ordalien und die Geschichtsfälschungen zu frommen Zwecken; endlich am Ausgang des Mittelalters: das furchtbare Ärgernis des großen Schismas (1378—1417), der Verfall der theologischen Wissenschaft, des kirchlich-religiösen Volkslebens und der kirchlichen Zucht in Welt- und Ordensklerus (Simonie, Stellenjägerei, Häufung der Pfründen usw.).

Die Zeitgenossen waren denn auch weit davon entfernt, im Mittelalter eine ideale Zeit zu sehen. Hierfür einige Stichproben, die sich aus jedem Geschichtswerke beliebig vermehren lassen. Im Hinblick auf die Gewalttätigkeiten im Merowingerreich, die auch vor dem Heiligtum nicht haltmachten, schreibt Gregor von Tours († um 594): „Es war damals in den Kirchen ein ärgeres Wehklagen als zur Zeit der Verfolgung Diokletians.“² Die Synode von Trosly (bei Soissons) im Jahre 909 entwirft ein furchtbares Bild von dem Verfall der Zucht und Sitte bei Klerus und Volk. Unzucht, Sakrilegien und Mordtaten hätten überhand genommen; Bischöfe und Priester seien pflicht-

¹ Alf. Ehrhard, Das Mittelalter und seine kirchliche Entwicklung (Mainz 1908) 66.

² Historia Francorum IV 48; Migne, P. lat. 71, 310.

vergessen, die Klöster verödet und viele Gläubigen so unwissend, daß sie selbst das Apostolische Glaubensbekenntnis und das Vaterunser nicht könnten¹. Um das Jahr 1000 währten viele in den sie umgebenden Bedrängnissen (wie so oft früher und später) die Vorzeichen des kommenden Antichrists erfüllt zu sehen. Nach dem hl. Bernhard (1090—1153) gab es in der Geschichte keine schlimmere Epoche als die, in der er lebte. Mit größtem Freimuth rügte er die Mißstände seiner Zeit, wobei er weder Äbte noch Bischöfe noch Päpste schonte².

Das 14. und 15. Jahrhundert hallt wider von dem Ruf nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Dante sagt von der Kirche seiner Zeit, der einst edle Rebstock sei zum (unfruchtbaren) Dornbusch geworden, und der Wagen der Kirche habe sich in das siebenköpfige Ungeheuer verwandelt, auf dem die babylonische Hure ihren Sitz aufgeschlagen habe³. Um 1351 erscheint die „schärfste Anklage gegen den höheren Klerus, die jemals geschrieben wurde“⁴: der Brief Satans an den Papst, seinen Vikar, und an seine Diener, die Kardinäle und Prälaten. Die hl. Katharina von Siena schreibt an Urban VI. kurz nach dessen Wahl zum Papst (1378), daß Gott ihn berufen habe in einer Zeit, in der die allgemeine Schlechtigkeit größer sei, als sie je gewesen, und die Kirche und die ganze christliche Religion in der höchsten Gefahr schweben⁵. Joh. Gerson (1363—1429) verfaßt über die kirchlichen Mißstände eine Liste von 75 Fragen, in denen er aus dem Leben des Klerus und des Volkes schonungslos ein langes Sündenregister zusammenstellt⁶. In einer Predigt von 1432 ruft Nikolaus von Cues entsetzt aus: „Die Kirche von heute ist so tief als möglich gesunken... Sie ist nicht mehr bekleidet mit der Sonne der Gerechtigkeit, der Klugheit, der guten Sitten, sondern sie hat sich mit dem Mantel der Unwissenheit wie mit einem Tierfell umgeben; sie wälzt sich im Schmutz der Begierlichkeit und Ausschweifung, und ihre Habsucht drückt sie zu Boden.“⁷ Viele andere, wahre und falsche Reformatoren, redeten in ähnlicher Weise und übertrugen auf die Kirche immer wieder das Wort des Propheten Jesaias (1, 6): „Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist an ihm kein gesunder Fleck.“

Das 16. Jahrhundert gilt wegen der abendländischen Kirchenspaltung als eines der traurigsten in der Kirchengeschichte. Auch viele Zeitgenossen empfanden die Schwere der Stunde, und angesichts der kirchlichen Übelstände waren sie von düsteren Ahnungen des kommenden Unheils erfüllt oder gaben sich völliger Hoffnungslosigkeit hin⁸. Und doch stehen gerade hier den tiefen Schatten auch helle Lichtseiten gegenüber. Es ist, als ob das fast verfaulte Samenkorn des Evangeliums (Joh. 12, 24) nun erst recht seine Triebkraft offenbaren sollte. Schon unter Paul III. (1534—1549) zeigte das Kardinalskollegium eine solche Vereinigung der edelsten, besten und geistvollsten Männer der Zeit wie kaum je zuvor⁹. Und nun begann das große Werk der Reform, das im Konzil von Trient seinen Mittel- und Ausgangspunkt hatte. Eine ganze Schar großer Heiligen, neue Orden und hervorragende Theologen stellten

¹ Mansi 18, 263—308.

² Vacandard, Leben des hl. Bernhard von Clairvaux (Mainz 1897/98) I v; II 515.

³ Parad. 24, 111; Purg. 32, 142 ff.; 16, 98—111 127—129.

⁴ J. Haller, Papsttum und Kirchenreform I (Berlin 1903) 8; Wattenbach, Sittingsberichte d. Preuß. Akad. (Berlin 1892 I) 95 ff.; vgl. Schnürer a. a. D. II 441 ff.

⁵ N. Tommaseo, Le lettere di S. Caterina da Siena IV (Florenz 1860) p. 65.

⁶ Opp. II (Antwerpiae 1706) 314—318.

⁷ Edm. Vansteenberghe, Le cardinal Nicolas de Cues (Paris 1920) 42.

⁸ Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste IV 1 (1923) 5; V 110 112 118—121.

⁹ Ebd. V 103—106 115—117 144—147 153.

sich in den Dienst dieser Aufgabe. Um die Mitte des Jahrhunderts zierte ein Heiliger den päpstlichen Stuhl. Überall blühte trotz aller Dornen und Disteln neues fruchtbares Leben, so daß Pastor¹ über das 16. Jahrhundert abschließend urteilen kann: „Das verflossene Säkulum, das infolge des großen Abfalls in Nord- und Mitteleuropa wohl eines der unheilvollsten in der langen Geschichte der Kirche gewesen ist, war auch eines der trostreichsten; hatte sich doch in seiner zweiten Hälfte der große Umschwung der katholischen Reformation und Restauration vollzogen.“

Werfen wir noch einen kurzen Blick in das 19. Jahrhundert, so gewahren wir einerseits ein starkes Anschwellen des Unglaubens, der sich in weitem Umfang der Wissenschaft und öffentlichen Meinung bemächtigt, durch den Liberalismus und Sozialismus in die Massen dringt und in verschiedenen Ländern zu offenem Kampf gegen die Kirche ausholt, anderseits den Ausbau und die Festigung der kirchlichen Verwaltung unter persönlich untadelhaften Päpsten, die Wiederbelebung der kirchlichen Wissenschaft, die Erneuerung des religiösen Lebens durch die Volksmissionen und kirchlichen Vereine, den Zusammenschluß und die tapfere Gegenwehr der Gläubigen gegen die kirchenfeindliche Staatsgewalt und die ganz außerordentliche Entwicklung der äußern Missionen.

Ähnliches läßt sich endlich von der Kirche unserer Tage sagen. Neben der Kraft und Straffheit der Organisation, der Macht der Demonstrationen, der Blüte des liturgischen Lebens und den Erweisen christlichen Strebens müssen wir auch viele Anzeichen innern Versagens feststellen, von denen erst kürzlich in dieser Zeitschrift die Rede war².

Der eilige Gang durch die Kirchengeschichte drängt jedem mit unwiderstehlicher Eindringlichkeit die Erkenntnis auf, daß hienieden ein immerwährendes Ringen zwischen Licht und Finsternis, Wahrheit und Irrtum, Glaube und Unglaube, Tugend und Laster das Los des Christentums ist. Niemals hat das Christentum alle Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens völlig durchdrungen und beherrscht. Immer hat es Kampf gegeben in jeder Menschenbrust und in den Betätigungen nach außen. Jerusalem und Babylon feierten in jeder Zeit ihre Feste und Triumphe. Die Geschichte des Christentums ist zugleich ein Siegen und Versagen.

Gehen wir mit dieser geschichtlich gewonnenen Einsicht an die ersten Urkunden unserer Religion, die Evangelien, heran, so sehen wir, daß der göttliche Stifter des Christentums diese Entwicklung genau vorhergesagt und in nachdrücklichster Weise vor der Illusion des Himmels auf Erden gewarnt hat. In scharfen Worten hat er den Kampfcharakter seines Reiches betont³ und immer wieder hervorgehoben, daß es in seiner Kirche bis zum Jüngsten Tage Unkraut und Weizen, gute und schlechte Fische, faule und fleißige Knechte, törichte und kluge Jungfrauen, hartherzige Prasser und geduldige Lazarusse,

¹ Ebd. XI (1927) 512. Haller (a. a. O. 185) bemerkt zur Abschaffung der Expektanzen durch das Konzil von Trident: „Seitdem hat man in bald dreieinhalb Jahrhunderten nicht mehr davon gehört, daß die römische Kurie von Simonie befleckt und deswegen reformbedürftig sei.“

² Band 117 (1929) 12 ff.

³ Matth. 10, 22 34—39; Luk. 12, 51—53.

selbstsüchtige Streber und uneigennützige Apostel des Glaubens und der Liebe geben werde. Im Lichte des Evangeliums ist also die tatsächliche Geschichte des Christentums nicht nur verständlich, sondern selbstverständlich. Mit Recht haben daher die Kirchenväter gegenüber den Donatisten, die in der Kirche nur eine Gemeinschaft von Heiligen und Gerechten sahen und daher alle Sünder aus der Kirche ausgeschlossen wissen wollten, sich auf die Worte Christi selbst berufen und die Gläubigen gemahnt, wegen des Unkrauts unter dem Weizen an der Kirche nicht irre zu werden.

Warum aber verläuft die Geschichte des Christentums in solchem beständigen Auf und Ab, warum ist sie nicht ein stetiger Siegeszug? Der innere Grund ist leicht einzusehen. Das Christentum ist eben ein Reich der Gnade, die nicht in unbeschränktem Maße gewährt wird, sondern der menschlichen Freiheit, Hinfälligkeit und Bosheit großen Spielraum läßt. Indem Christus seine Lehre verkündete und seine Gnade anbot, hat er eine Kraftquelle erschlossen, die nie versiegen kann, an deren Segnungen die Menschen aber nur insoweit Anteil haben werden, als sie sich um die Wasser des Heiles bemühen. Kurz und bündig hat dies Augustinus in den Worten ausgedrückt: „Der dich erschaffen hat ohne dich, heiligt dich nicht ohne dich.“¹ In dieser Verbindung der göttlichen Gnade und der menschlichen Mitarbeit ist es begründet, daß Verfall und Blühen des Gottesreiches auch von dem menschlichen Faktor abhängt und damit auch der menschlichen Armseligkeit der Weg ins Heiligtum und Allerheiligste offensteht. Die menschliche Natur ist ein so unvollkommenes Gebilde, daß jede Idee, die durch sie hindurchgeht, von ihrer Gebrechlichkeit besleckt, getrübt, „verunreinigt“ wird. „Jede Einrichtung, sogar eine göttliche, verliert notwendig etwas von ihrem Glanze, sobald sie den Fuß auf die Erde setzt. Der Mensch, ‚der alles verdirbt‘, wie Bossuet sagt, vermischt von dem feinen mit demselben. Glücklich können wir uns schätzen, wenn er sie nicht völlig entstellt und ihr nicht das Merkmal ihres Ursprungs nimmt.“²

Nicht das also ist zu verwundern, daß viele gegenüber den hohen Anforderungen des Christentums versagen, sondern daß sich stets viele finden, die trotz aller Widerstände von innen und außen nach der Erfüllung des christlichen Gesetzes streben. In der Energie, mit der immer wieder der Kampf für Christus aufgenommen und in zwar schwankender, aber nie erliegender Front durchgeführt wird, offenbart sich die sieghafte Kraft seiner Lehre. Wohl stürmen die Pforten der Hölle mit Ungestüm gegen die Kirche, erschüttern sie auch oft bis in die Tiefe, vermögen sie aber nicht zu überwältigen. Und Gott hat die vielen Argernisse in der Kirchengeschichte, auch die menschlichen Schwächen Petri und seiner Nachfolger, deshalb zugelassen, damit wir unser Vertrauen nicht auf Menschen, sondern einzig auf Gottes Beistand setzen, der allein den unerschütterlichen Bestand der Kirche gewährleistet. Es hat daher auch keinen Zweck, jene Argernisse zu vertuschen und zu beschönigen; denn die Geschichte des Christentums mit ihren furchtbaren Katastrophen wird unverstänlich und zu einem Vorwurf gegen Gottes Walten, wenn man die Fehler und das Versagen seiner Bekenner nicht sehen und zugeben will.³

¹ Serm. 169 n. 13; Migne, P. lat. 38, 923.

² Vacandard a. a. O. II 515.

³ Vgl. Revue des questions historiques 42 (Paris 1887) 594 f.

Wie kommt es nun, daß trotz den eindeutigen Lehren des Evangeliums und der Geschichte die Christen jeweils über die religiösen und sittlichen Verhältnisse ihrer eigenen Zeit so lebhaft Klagen geführt und die Früchte des Christentums schmerzlich vermisst haben? Verschiedene Gründe lassen sich dafür angeben. Die klare Herausstellung dieser Gründe kann als Mahnung dienen, im Urteil über den Einfluß des Christentums vorsichtig und zurückhaltend zu sein.

Zunächst spielt hier die unausrottbare Neigung mit, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu verklären. Nur wenige Menschen verfügen über eine genaue Kenntnis der Geschichte. Im Gedächtnis der meisten haften aus der Vergangenheit nur einige große Persönlichkeiten und Ereignisse, nach denen in kühner Verallgemeinerung das Bild der „guten, alten Zeit“ gestaltet wird, mit der sich natürlich der Jammer der Gegenwart in keiner Weise vergleichen kann. Es wirkt ernüchternd, wenn wir bei näherem Zusehen in den Menschen jener „guten alten Zeit“ Leidens- und Schicksalsgenossen entdecken.

Schon bei Augustinus¹ ist zu lesen: „Ist das nicht eure tägliche Klage: ‚Wie lange noch sollen wir das ertragen? Wird es nicht von Tag zu Tag schlimmer und schlimmer? Unsere Vorfahren hatten angenehmere Verhältnisse, bessere Zeiten.‘ O wenn du deine Vorfahren selbst fragen könntest, sie würden dir über ihre Tage das gleiche Klagelied anstimmen.“ Dieser Zug zur Idealisierung der Vergangenheit ist sehr begreiflich. Die Fragen, Bedrängnisse und Kämpfe der Vergangenheit haben ihre Lösung oder Erledigung gefunden. Wir erkennen wenigstens zum Teil ihre Bedeutung und ihren Zweck. Das wirkt versöhnend, beruhigend, erleuchtend. Jedenfalls bedrücken uns ihre Schwierigkeiten nicht mehr, während wir unter der Last unserer Tage gebeugt einhergehen und oft keine Antwort auf unsere Fragen und keine Rettung aus unseren Nöten sehen. Daher erscheinen uns die Menschen der Vergangenheit als Überwinder, als Helden, vor denen wir uns unserer Kleinheit schämen. Und doch liegt solcher Auffassung eine Illusion zu Grunde, indem wir in unzulässiger Verengung des Blicks nur die Lichtseiten der Vergangenheit betrachten, besonders ihr Freisein von den Uebeln, die uns gerade beschweren. Eine gerechte Beurteilung müßte auch die Schattenseiten, die Wirrnisse und Mißstände ins Auge fassen, und dann würde sich der Abstand zwischen gestern und heute bedeutend verringern.

„Es klingt so schön, was unsre Väter taten,
Wenn es, in stillen Abend Schatten ruhend,
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft;
Und was wir tun, ist, wie es ihnen war,
Voll Müß' und eitel Stückwerk!“²

Daraus folgt, daß die Menschen selten gerechte und zutreffende Beurteiler der Zeit sind, in der sie selbst leben. Es fehlt ihnen der erforderliche Abstand und die nötige Unbefangenheit. Daher darf der Historiker die oft recht düsteren Sittenschilderungen der Prediger, Dichter und Chronisten nicht als erschöpfende und allseitige Darstellung einer Epoche hinnehmen, und diese Vorsicht ist auch dann geboten, wenn es sich um Aussprüche von Heiligen oder

¹ In Ps. 33, s. 2 n. 17; Migne, P. lat. 36, 317. Vgl. Pred. 7, 11 und dazu Hieronymus (Migne, P. lat. 23, 1063).

² Goethe, Iphigenie 2, 1.

Päpsten handelt. Wohl aus jedem Pontifikat lassen sich Äußerungen beibringen, aus denen die Überzeugung des Papstes spricht, in überaus schwierigen und schlimmen Zeiten das Steuer der Kirche zu führen. Es wird dabei immer geraten sein, entsprechende Abstriche zu machen, Ergänzungen aus andern Quellen beizufügen oder auch die Beweggründe der Anklagen zu untersuchen. Zuweilen werden die Zeitübel von strengen Predigern oder Ätzeten mit aller Schärfe gerügt und auch übertrieben, um die verstockten Gewissen aufzurütteln und eine Besserung gleichsam zu erzwingen; zuweilen geschieht das gleiche aus Parteigeist, um ein System, das man bekämpft, bloßzustellen. So gehen die mittelalterlichen Klagen über den Zentralismus und die Verweltlichung der päpstlichen Kurie zum Teil aus Kreisen hervor, die durch ihre Kritik nicht nur den Mißbrauch, sondern die Institution des päpstlichen Primats treffen wollen.

Nährend ist oft die Naivität, mit der die Vergangenheit idealisiert und die Gegenwart herabgesetzt wird. So sagt z. B. Dietrich von Nieheim († 1418) von der Zeit Ottos des Großen, damals seien fast alle Bischöfe, auch in Deutschland, Heilige gewesen. Die Denkschrift der deutschen Nation vom 14. September 1417 zum Konstanzer Konzil spricht von einer glänzenden Blütezeit der Kirche während der ersten 1200 Jahre ihres Bestehens und von ihrem Verfall in den letzten 150 Jahren¹. Die Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Mutter des Regenten, klagt 1722 über ihre Zeit: „Ich glaube nicht, daß es in Paris unter den Geistlichen oder Laien hundert gibt, die den wahren Glauben haben oder auch nur an Jesus Christus glauben.“ Schon 1698 hatte sie geschrieben, man finde jetzt fast keinen jungen Mann mehr, der nicht Atheist sein wolle². Das sind offenbar Stimmungsbilder, nicht geschichtlich haltbare Urteile.

Mitunter halten die Sittenrichter selbst im Flusse ihrer Klagen plötzlich inne, als stügten sie vor ihren eigenen Worten. In der schon erwähnten Abhandlung Gersons, in der er die Zustände der Kirche schwarz in schwarz malt, unterbricht er seine Schmerzerfüllten Fragen mit den Worten³: „Aber sind denn heute alle Priester und Prälaten in die hier genannten Übel verstrickt? Das sei ferne! Gott hat sich in Israel noch 7000 Männer bewahrt, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben“ (3 Kön. 19, 18). Schon die lauten Klagen über den Niedergang der Religion zeigen ja an, daß die Kräfte der Gesundung noch vorhanden und wirksam sind.

Noch eine andere Vorstellung stellt sich leicht ein, wenn wir den Einfluß des Christentums ermessen wollen, und verwirrt unser Urteil. Sie spricht aus der Klage, daß das Christentum seit 2000 Jahren nicht mehr bei den Menschen erreicht habe. Wir setzen dabei stillschweigend voraus, daß die Arbeit des Christentums eine kontinuierliche sei. Das entspricht aber nicht der Wahrheit. Es ist nicht so, als ob die Kirche seit 2000 Jahren an einem Menschen oder an ein und demselben Geschlecht erzogen hätte. Wie sehr man auch die Macht und den Segen der christlichen Tradition erheben mag, die allmählich die Menschheit durchdringt und gleichsam eine christliche Atmosphäre schafft, die Erziehungsarbeit der Kirche beginnt doch bei jedem neuen Menschen, bei jedem neuen Geschlecht im wesentlichen von neuem. Weder die geistigen noch die sittlichen Fähigkeiten der Vorfahren übertragen sich ohne weiteres und

¹ Haller a. a. D. 16 17.

² H. Taine, Les origines de la France contemporaine. L'ancien régime (Paris 9 1880) 375.

³ Opp. II 315.

dauernd auf die Nachkommen. Alles ist dem Wechsel und dem Kampfe preisgegeben. Daher gibt es ein Auf und Ab im Leben des einzelnen, der Familien und ganzer Völker. Weite Landstriche mit blühenden Christengemeinden können, wie die Geschichte lehrt, veröden und wieder Heidenland werden. Und wie einst unter den ersten Aposteln ein Verräter war, so kann auch aus einer ganz katholischen Umwelt oder Erziehung ein Voltaire hervorgehen. Die jeweils erreichte Höhe der Entwicklung ist nicht eine Stufe, von der es kein Herab-sinken mehr gibt. Sie ist vielmehr eine Errungenschaft, die nur mit steter Mühe festgehalten werden kann. Wo immer es an dieser ernststen Mitwirkung des freien Willens fehlt, ist nicht nur Rückschritt, sondern auch völliger Niedergang möglich.

Eine weitere Fehlerquelle für unser Urteil kann die hohe Auffassung sein, die wir vom Christentum haben. Das Evangelium läßt in uns ein herrliches Ideal der Vollkommenheit aufleuchten. Noch ganz in seinem Glanz befangen und an seine lichten Farben gewöhnt, wenden wir das Auge dem wirklichen Leben zu und sind schmerzlich berührt, dort nur schwache Spuren jenes strahlenden Bildes zu finden. Die geistige und sittliche Mittelmäßigkeit der allermeisten Menschen bringt es mit sich, daß die hohen Ideen des Christentums fast immer nur in verkümmelter, verbogener, irgendwie verzerrter Gestalt erscheinen. Und da wir durch das Evangelium selbst an strenge, ideale Maßstäbe gewöhnt sind, erleben wir an der Wirklichkeit Enttäuschungen über Enttäuschungen.

Das Anlegen des idealen Maßstabes an das Leben hat gewiß sein Gutes, wenn dadurch die Lauheit und Trägheit aus ihrer Lässigkeit aufgeschreckt werden soll, wird aber zum Unrecht, wenn danach die Menschen ohne Berücksichtigung der konkreten Verhältnisse beurteilt und verurteilt werden. Die Gerechtigkeit muß auch die äußern und innern Widerstände in Rechnung setzen, die sich den Forderungen des Christentums entgegenstellen.

Wer von Natur aus an Leib und Seele gesund und von ungestümen, unbändigen Leidenschaften frei ist, Glück in seiner Familie und Erfolg in seinem Beruf hat, auch von dem ganzen Jammer der Menschheit innerlich wenig berührt wird, in dem mag das Christentum keine nennenswerten Schwierigkeiten finden und einen leichten Sieg erringen. Wenn aber diese Bedingungen nicht erfüllt sind — und es gibt bedauernswerte Menschen, bei denen keine dieser Bedingungen erfüllt ist —, dann ist die Beobachtung der christlichen Lebensregeln nur unter beständigem hartem Kampf gegen tagtägliche Widerwärtigkeiten möglich, somit die Gefahr des Versagens in allernächste Nähe gerückt.

Was von den einzelnen gilt, das gilt entsprechend von den sozialen Gemeinschaften. Wenn durch gewaltige Umwälzungen und Katastrophen die natürlichen Voraussetzungen eines sittlichen und christlichen Lebens erschüttert oder vernichtet sind, dann brauchen wir uns über den Niedergang oder das Versagen nicht zu wundern; denn die Menschen müßten Heroen und Heilige sein, um in solchen Versuchungen die Ideale des Christentums hochzuhalten.

Das Leben liebt nicht die einfachen, geraden Linien, und deshalb ist es so schwer, bei Beurteilung religiöser und sittlicher Verhältnisse, die bis in die feinsten Verästelungen des Seelischen hineinreichen, zu festen, unerschütterlichen

Wertungen zu gelangen. Selbst im Ringen der Seele, das schließlich nach langem Kampf in eine Niederlage endet, ist noch die Kraft des Christentums offenbar, und manches Versagen verdient mehr Mitleid und Verzeihung als Strenge und Verdammung.

Eine letzte Fehlerquelle in der Beurteilung des Christentums ist das einseitige Hinschauen auf das, was sich in der großen Öffentlichkeit zeigt. Das Reich Gottes ist wesentlich eine geistige Macht, die im Innern des Menschen wirken will und soll (Luk. 17, 21). Über all den Verfallerscheinungen, die das öffentliche Leben zeigt, übersehen wir so leicht das viele Gute, das aus dem Geist des Glaubens von schlichten Christen in treuer Pflichterfüllung wie eine Selbstverständlichkeit vollbracht wird.

Es gibt ein etwas boshaftes Wort: „In der sichtbaren Kirche Christi sind die wahren Christen unsichtbar.“ Das ist nicht eine Klage über die geringen Früchte des Christentums, sondern die Feststellung der Tatsache, daß das edelste, reinste Christentum das Bestreben hat und die Kunst versteht, sich vor den Augen der großen Welt zu verbergen und seine guten Werke im stillen zu tun. Mögen auch die Zeitungen und illustrierten Blätter niemals von diesen schlichten Christen Notiz nehmen, sie sind doch das Salz der Erde, und sie sind es, in denen das Christentum seine schönsten Siege feiert.

Noch heute läßt sich von den guten Christen sagen, was wir im Briefe an Diognet¹ lesen: „Was die Seele im Leibe ist, das sind die Christen in der Welt.... Unsichtbar ist die Seele in dem sichtbaren Leib eingeschlossen; auch die Christen weilen zwar offensichtlich in der Welt, aber ihre religiöse Gesinnung ist unsichtbar.... Die Seele ist vom Leibe eingeschlossen, aber sie hält den Leib zusammen; auch die Christen werden in der Welt wie in einem Gefängnis festgehalten, sie aber halten die Welt zusammen.... In diese Stellung hat sie Gott hineinversetzt, und sie haben keine Befugnis, sich ihr zu entziehen.“

Eben weil es unmöglich ist, die innern, unsichtbaren Wirkungen des Christentums ganz zu erfassen und gegen die Schwere des Versagens abzuwägen, wäre ein abschließendes Urteil voreilig. Dies gilt um so mehr, als der Einfluß des Christen sich keineswegs auf die Christen beschränkt. Ideen kennen keine Grenzen, und so gibt es einen latenten Einfluß des Christentums auch auf die Heidenwelt. Dazu kommt, daß Christus nicht nur für die Christen, sondern für alle Menschen gestorben ist, und allen Menschen — auch denen außerhalb der Kirche — Strahlen seiner Gnade sendet. Wollen wir also die Bilanz des Christentums ziehen, dann müssen wir auch das auf seine Aktivseite setzen, was die Gnade Christi außerhalb der Kirche gewirkt hat und wirkt. Das ist aber im einzelnen uns verborgen und nur Gott erkennbar. Die eigentliche Geschichte des Christentums steht in dem Lebensbuch geschrieben, das nur das Auge Gottes lesen kann.

Nachdem wir den Gang des Christentums durch die Jahrhunderte als einen ununterbrochenen, nie endgültig entschiedenen Kampf zwischen Licht und Finsternis dargetan haben, bleibt zum Schlusse noch die Frage übrig,

¹ C. 6 (Funkl. c. I 401).

ob es denn in der Entwicklung der Menschheit und zumal des Christentums keinen Fortschritt gibt. Die Frage ist leicht gestellt, doch nur mit vielen Wenn und Aber zu beantworten.

Gewiß wird im Laufe der Jahrhunderte der Schatz äußerer Kulturgüter vermehrt: das Wissen, die Herrschaft über die Natur und ihre Kräfte, die Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit, der Rechtsschutz und die gesetzliche Freiheit nehmen zu. Die sittlichen Begriffe werden geläutert, üben ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung aus und zwingen den einzelnen zu größerer Selbstbeherrschung. Im Hinblick auf das Christentum kann ein Fortschritt festgestellt werden in seiner Ausbreitung über Länder und Völker, obwohl diese Ausbreitung nicht ohne Rückschläge vor sich geht. Wissen wir ja aus dem Evangelium, daß am Ende der Zeiten ein großer Glaubensabfall erfolgen wird. Fortschritt ist weiter möglich und tatsächlich vorhanden in der tieferen und schärferen Erfassung der von Christus geoffenbarten unveränderlichen Wahrheit, in der klareren Anwendung der christlichen Moral auf schwierigere Fälle des Lebens, in der besseren und wirksameren Anpassung der kirchlichen Geseze, des Kultus, der Seelsorge und des Missionswesens an die wechselnden Bedürfnisse der Zeit.

Die Menschheit und die Christenheit insbesondere wird also kenntnisreicher, erfahrener, humaner, gesitteter. Wird sie auch sittlicher? Diese Frage ist schwierig, scheint aber auf Grund der Geschichte und theoretischer Erwägungen verneint werden zu müssen. Die sittliche Vollkommenheit besteht in der Energie des freien Willens, mit der er das als gut Erkannte umfaßt. Diese Energie des Willens wird aber wesentlich durch keinen Irrtum des Verstandes und keine Unkultur der Umwelt behindert, kann sogar inmitten einer verderbten Umgebung desto heller strahlen. Die sittliche Vollkommenheit ist also nicht das Vorrecht einer bestimmten Zeit oder Kulturstufe, sondern jedes Geschlecht, wenn es nur ernstlich will, kann sich darin auszeichnen und vor Gott die Palme erringen. Der Heilige des 20. Jahrhundert steht nicht deshalb, weil er einer späteren Entwicklungsphase des Christentums angehört, auf einer höheren sittlichen Stufe. Und umgekehrt: Mögen die lasterhaften Triebe in der einen Zeit in naturwüchsiger Roheit, zu einer andern Zeit in umhüllender Verfeinerung hervorbrechen, es sind doch im Grunde die gleichen Triebe hier wie dort, und die Niederträchtigkeit des Willens kann in beiden Fällen dieselbe sein.

Nicht einmal dies läßt sich unbedingt sagen, daß die äußeren Hilfen für ein christliches Leben zahlreicher werden. Wohl sind durch den direkten und indirekten Einfluß des Christentums die furchtbarsten Formen des Aberglaubens und der Entartung, wie Vielgötterei, Menschenfresserei, Menschenopfer, Witwenverbrennung, Despotie, Sklaverei, Folter, Mißachtung und Mißhandlung der Frauen und Kinder, überwunden oder doch zurückgedrängt worden, aber mit der fortschreitenden Kultur sind auch wieder andere Teufel in die Menschheit eingezogen. Unglaube, religiöse Gleichgültigkeit und Diesseitsgesinnung herrschen heute in einem Maße, wie man es jedenfalls im Mittelalter nicht gekannt hat. Auch ist es zum mindesten fraglich, ob die Versuchungen einer überreifen Kultur leichter zu überwinden sind als die Hemmnisse primitiver Verhältnisse.

Es dürfte von allgemeinerem Interesse sein, über die Frage nach dem Fortschritt des Menschengeschlechtes auch die Urteile zweier bedeutenden protestantischen Gelehrten zu vernehmen.

Leopold v. Ranke sagt darüber in seinen Vorträgen vor König Maximilian von Bayern (1854): „Wollte man ... annehmen, dieser Fortschritt bestehe darin, daß in jeder Epoche das Leben der Menschheit sich höher potenziert, daß also jede Generation die vorhergehende vollkommen übertriffe, mithin die letzte allemal die bevorzugte, die vorhergehenden aber nur die Träger der nachfolgenden wären, so würde das eine Ungerechtigkeit der Gottheit sein. Eine solche gleichsam mediatisierte Generation würde an und für sich eine Bedeutung nicht haben; sie würde nur insofern etwas bedeuten, als sie die Stufe der nachfolgenden Generation wäre, und würde nicht in unmittelbarem Bezug zum Göttlichen stehen. Ich aber behaupte: jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie, und zwar des individuellen Lebens in der Historie einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint. ... Die Gottheit ... denke ich mir so, daß sie, da ja keine Zeit vor ihr liegt, die ganze historische Menschheit in ihrer Gesamtheit überschaut und überall gleich wert findet. Die Idee von der Erziehung des Menschengeschlechtes hat allerdings etwas Wahres an sich; aber vor Gott erscheinen alle Generationen der Menschheit gleichberechtigt, und so muß auch der Historiker die Sache ansehen. Ein unbedingter Fortschritt, eine höchst entschiedene Steigerung ist anzunehmen, soweit wir die Geschichte verfolgen können, im Bereiche der materiellen Interessen, in welchen auch ohne eine ganz ungeheure Umwälzung ein Rückschritt kaum wird stattfinden können; in moralischer Hinsicht aber läßt sich der Fortschritt nicht verfolgen. Die moralischen Ideen können freilich extensiv fortschreiten. ... Vom Standpunkte der göttlichen Idee kann ich mir die Sache nicht anders denken, als daß die Menschheit eine unendliche Mannigfaltigkeit von Entwicklungen in sich birgt, welche nach und nach zum Vorschein kommen, und zwar nach Gesetzen, die uns unbekannt sind, geheimnisvoller und größer, als man denkt. ... Nur das könnte man zugeben, daß die früheren Begriffe der Moral unvollkommen waren; aber seitdem das Christentum und mit ihm die wahre Moralität und Religion erschienen ist, konnte hierin kein Fortschritt mehr stattfinden. ... In der Sittlichkeit kann ein Fortschritt nicht angenommen werden; denn die Sittlichkeit ist zu sehr mit der Persönlichkeit verbunden. In der Humanität aber ist ein Fortschritt wahrnehmbar, d. h. das Volk betrinkt sich jetzt weniger als früher, es prügelt sich weniger usw. Daß aber in jedem nachfolgenden Jahrhundert eine größere Anzahl von sittlich höher potenzierten Menschen existiere, läßt sich nicht annehmen.“¹

Vor einigen Jahren hat Adolf v. Harnack unter dem Titel „Augustin“ Reflexionen und Maximen aus dessen Werken herausgegeben und dazu in der Einführung bemerkt²: „Vor anderthalb Jahrtausenden sind diese Reflexionen und Maximen niedergeschrieben worden. Wer sie heute liest, wird sich unwillkürlich die Frage stellen, welche Fortschritte wir seitdem gemacht haben gegenüber den Tugenden, die hier leuchten — dem Sinn für das Wirkliche, dem tiefen Drang nach Wahrheit, der Liebe zum Nächsten, der Energie in der Gestaltung des gemeinschaftlichen Lebens, der Zartheit des Gewissens, der Wärme des Herzens und der Feinheit der Sprache sowie der Formen des geistigen Verkehrs. In dem allem haben wir keine Fortschritte gemacht; eine brauchbarere Naturerkenntnis

¹ Über die Epochen der neueren Geschichte (München u. Leipzig 8 1921) 17 18 20 143. — Auch Kant nimmt zwar einen Fortschritt an in der Legalität, der äußern Erfüllung des sittlichen Gesetzes, nicht aber in der Moralität, der sittlichen Gesinnung (Der Streit der Fakultäten II 9; Akad.-Ausg. VII 91).

² Tübingen 1922, xxii f.

haben wir gewonnen und bessere Techniker sind wir geworden! Dennoch ist ein gewaltiger Fortschritt zu verzeichnen — die Brutalitäten des Weltkrieges und des Weltfriedens dürfen uns hier nicht beirren —: Ein ‚Mittleres‘ in allen jenen Tugenden ist als Zivilisation in einem Umfang Gemeingut der Menschheit geworden, dem gegenüber die Zeiten Augustins als Zeiten der Barbarei, der Sklaverei und der Tyrannei erscheinen.“

Wie immer man aber über die Entwicklung der gesamten Menschheit denken mag, den einzelnen Menschen ist ein Fortschritt nach allen Seiten möglich, und das genügt, um dem christlichen Streben Ziel, Wert und Mut zu geben. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, das ist eine Devise des Fortschritts, die nicht überboten werden kann. Und auch die Masse, die aus eigener Kraft ihr geistiges und sittliches Niveau nicht zu heben vermag, wird aus ihrer trägen Gewohnheit aufgerüttelt werden, wenn ihr große Beispiele voranleuchten. Freilich überschwenglichen Hoffnungen dürfen wir uns hierbei nicht hingeben. Auch der größte Heilige wird die Masse nicht über ein bescheidenes Mittelmaß emporführen können.

Die Geschichte der Kirche lehrt uns, daß es auf dieser Erde niemals ein ideales christliches Zeitalter gegeben hat, sondern daß, um mit den Worten des hl. Augustinus¹ zu reden, die zwei Reiche der Schlechten und der Heiligen immer vermischt waren. Diese Erkenntnis wirkt zunächst ernüchternd, weil wir so gerne schon hienieden Siege und Triumphe erleben möchten. Sie wirkt aber auch belehrend und ermutigend; denn sie zeigt, daß unsere Zeit doch nicht so gottverlassen ist, wie sie oft geschildert wird. Pessimismus beruht auf einem Mangel an Überblick; er idealisiert die Vergangenheit, von der er nur die Lichtseiten sieht, und malt die Gegenwart schwarz, von der er nur die Schatten gelten läßt. In Wahrheit geht auch heute unter veränderten Verhältnissen der alte Kampf des Christentums weiter, der uns nur deshalb neu und schwer erscheint, weil wir selbst ihn auszusechten haben.

Zu allen Zeiten hat das Christentum nicht Träumer und Schwärmer, nicht Klagende und Weinende gebraucht, sondern Kämpfer und Arbeiter, die bereit waren, des Tages Last und Hitze zu tragen, bis der Herr sie abberief zum großen Feierabend. Gott hat das Schicksal seines Reiches zum großen Teil in unsere Hand gelegt, und von unserer Mitarbeit wird es abhängen, ob in unsern Tagen das Versagen oder Siegen des Christentums überwiegen wird.

Max Pribilla S. J.

¹ De catech. rud. c. 19, n. 31; Migne, P. lat. 40, 333. Ebenso Thomas von Aquin (S. theol. 3, q. 8, a. 3 ad 2): „Esse Ecclesiam gloriosam, non habentem maculam neque rugam, est ultimus finis, ad quem perducimur per passionem Christi. Unde hoc erit in statu patriae, non autem in statu viae.“